

„Seltower Kreisblatt“ erscheint wöchentlich. Bezugspreis monatlich RM. 1,50 (einschl. 25 Pfd. Postenlohn); durch die Post monatlich RM. 1,50 (einschl. 25 Pfd. Postenlohn) zuzüglich 30 Pfd. Vertriebsgeb. — Bestellungen bei den Postämtern, Briefträgern und unseren Nebenstellen im Kreise.



Verleger: H. Preisler, 10. Verlag und Schriftleitung: Berlin W 35, Schloßstraße 87. — Fernruf: 22 06 71. Postungen: Postfachkonto Berlin Nr. 210 10. — Bankkonto: Girokonto Nr. 2887 bei der Sparkasse des Kreises Seltow - G., Berlin W 35. — Gerichts- und Erfüllungsort: Berlin-Schöneberg.

Seltower Kreisblatt

Tageszeitung für den Kreis Seltow * Amtliches Verkündungsblatt der Kreisverwaltung Seltow

Graf Ciano über die Septemberkrise 1938 Die Entwicklung der europäischen Lage seit Beginn der tschecho-slowakischen Krise

Rom, 30. November.

Außenminister Graf Ciano hielt am Mittwoch bei der feierlichen Eröffnung der Wintertagung der italienischen Kammer, deren Mitglieder in der Uniform der Schwarzhendeln erschienen waren, im Beisein des Duce seine in der ganzen Welt mit größter Spannung erwartete Rede, der wegen ihrer Einzelheiten über die Entwicklung der europäischen Lage in den letzten Monaten die Bedeutung eines historischen Dokuments zukommt.

Vor überfülltem Hause und überfüllten Tribünen — in der Diplomatenvoge waren Vorkämpfer von Madensen, die Vorkämpfer Frankreichs und Englands, der japanische Geschäftsträger usw. anwesend — ging Graf Ciano zunächst auf die Entstehung und Entwicklung der tschecho-slowakischen Krise ein. Er erinnerte u. a. daran, daß er schon am 18. Dezember 1937 den damaligen tschecho-slowakischen Gesandten in Rom, Chvalkowsky, auf dessen Frage über die Haltung Italiens im Falle einer tschecho-slowakisch-deutschen Krise erklärt habe, daß die Tschecho-Slowakei in ihrer politischen Gestalt für Italien kein Problem ersten Ranges bilde.

Sie interessierte jedoch Italien wegen seiner Beziehungen zu Deutschland, Polen und Ungarn, die mit Italien durch starke Freundschaft verbunden seien. Er, Graf Ciano, habe damals dem tschecho-slowakischen Gesandten den Rat gegeben, rasch nach einer freien Verständigung mit Berlin, Warschau und Budapest zu suchen, bevor die Tschecho-Slowakei von dem unaufhaltbaren Ablauf der Ereignisse dazu gezwungen werde. Es wäre ein großer Fehler, die Augen vor den Tatsachen zu schließen und sich auf die kollektive Sicherheit der Benetton-Entente bzw. auf Freundschaften von geographisch abgelegenen Ländern zu verlassen.

Sofort nach dem Kriege sei es immer klarer geworden, daß die Tschecho-Slowakei als Zentrum eines strategisch-politischen Systems habe dienen sollen, was Deutschland und Ungarn einzuschließen, was das Zusammenleben und die Zusammenarbeit der Völker mit dem tschecho-slowakischen Staat unmöglich gemacht habe. Mit dem Abschluß des tschecho-slowakisch-jugoslawischen Paktes im Frühjahr 1935, durch den die Tschecho-Slowakei zu einem Bräutigam im Herzen Europas geworden sei, habe die entscheidende Krise begonnen.

Die Winterschlachten der vergangenen Jahre sind Ruhmesblätter unserer Volksgemeinschaft, ein unwiderlegliches Zeugnis für den Erfolg nationalsozialistischer Erziehungsarbeit

Dieses Wort des Führers gilt auch am

3. Dezember,

dem Tag der nationalen Solidarität!

Nach dem Anschluß Österreichs . . .

Graf Ciano ging dann auf die außerordentlich wichtigen Ereignisse der letzten drei Jahre ein und erinnerte zunächst an die Eroberung Abyssiniens, mit der Italien zum Imperium wurde, ferner an den katastrophalen Bankrott der Sanzioni, mit dem die Geister Ideologien endgültig zusammengebrochen seien. In dem durch diesen siegreichen Krieg geschaffenen europäischen Klima habe Deutschland im Zeichen des Nationalsozialismus seine großen politischen und militärischen Traditionen und die umfangreiche Aktion zur Revision des Versailler Vertrages begonnen, mit der das Dritte Reich die nationale Einigung vorbereitet habe. Nach dem Anschluß Österreichs sei das System, mit dem der tschecho-slowakische Staat aufgebaut und erhalten worden sei, endgültig zusammengebrochen. Es habe sich immer deutlicher gezeigt, daß die Deutschen der Tschecho-Slowakei das immer schärfer werdende Regime der Prager Behörden nicht mehr ertragen und andererseits das nationalsozialistische Deutschland dieses unannehmbare Regime nicht mehr habe dulden können. So habe das Problem gestanden, als im Frühjahr 1938 Senlein

die Forderungen der Sudetendeutschen in Karlsbad aufgestellt habe. Eine rasche und ehrliche Umbildung in einen Kantonal-Staat hätte damals mindestens auf eine gewisse Zeit den sudetendeutschen Forderungen entsprochen. Das Unverständnis und die Obstruktion der Prager Regierung habe dann zu den Zusammenstößen in Eger geführt, auf die sofort die Falschmeldung über die angebliche deutsche Mobilmachung gefolgt sei.

Graf Ciano sprach dann von dem Marm in ganz Europa, von den Gerüchten über eine französische Mobilmachung und ging schließlich auf die Besuche ein, die der englische Vorkämpfer in Rom ihm am 21. und 22. Mai abstattete, um die Besorgnisse der englischen Regierung mitzuteilen, und die Solidarität Englands mit Frankreich bekanntzugeben. Er habe damals dem englischen Vorkämpfer erklärt, daß Italien die Lage mit weniger Optimismus betrachte und der Meinung sei, daß die Tschecho-Slowakei immer noch den Schlüssel des Friedens in Händen halte.

Mit besonderem Nachdruck betonte der Außenminister, daß in jenen Tagen trotz aller alarmierenden Ge-

rüchte und Falschmeldungen aus Prager Quelle Deutschland seinen Effektbestand um nicht einen einzigen Mann vergrößert und keinerlei militärischen Verband an die tschecho-slowakische Grenze geschickt habe. Man habe durch geistige Manöver glauben machen wollen, daß Deutschland zunächst die Mobilmachung angeordnet und später wieder rückgängig gemacht habe, und zwar unter dem Einbruch der Rückwirkung einer solchen Maßnahme in verschiedenen Ländern. Durch solche Falschmeldung sei nicht nur die Wahrheit beleibigt, sondern auch das militärische und politische Prestige des Dritten Reiches aufs Spiel gesetzt worden. Andererseits sei damit jede diplomatische Möglichkeit zur Lösung der sudetendeutschen Frage verlorengegangen, die damit auf ein völlig anderes Gebiet verschoben worden sei.

Die Mission Runcimans

Nach monatelangen erfolglosen Besprechungen habe Chamberlain den Versuch gemacht, durch Entsendung der Mission Runciman eine Klärung herbeizuführen, aber auch damit seien die Verhandlungen nicht einen Schritt weitergekommen. Graf Ciano erinnerte in diesem Zusammenhang daran, daß der Duce bereits am 20. August die nächste akute Phase der Krise voraussehen, ihm den Auftrag erteilt habe, sich mit den Deutschen in Benevento zu treffen, da der Duce schon damals die notwendigen Beschlusmaßnahmen zu treffen gedachte. Am 30. August habe der Duce die Weltfahrt der 7. Flottendivision, die in diesen Tagen beginnen sollte, abgelehnt.

Der italienische Außenminister kam dann auf die Vorgänge in Mährisch-Schönbrunn zu sprechen. Angehts der zahlreichen Verwundeten und Verhafteten unter den Sudetendeutschen seien die Verhandlungen unterbrochen worden. In internationalen Kreisen habe man damals auf eine heftige Reaktion Deutschlands gewartet, die aber ausgeblieben sei. Dagegen habe der Führer am 12. September in endgültiger Form zu dem Problem Stellung genommen. Weiteres Bögen sei also nicht mehr zulässig gewesen. Und in der Tat sei das Drama immer rascher in seine Endphase getreten. Graf Ciano erinnerte daran, daß in diesem Augenblick Italien durch zwei Voten, in der Informationsdiplomatie und durch einen Artikel im „Popolo d'Italia“, betitelt „Offener Brief an Runciman“, Stellung genommen und gezeigt habe, daß es einen konstruktiven Gedanken entwickelte.

Italiens Haltung vom Duce festgelegt

Nach einer Schilderung der in Europa zunehmenden Spannung hob Graf Ciano den entscheidenden und mutigen Entschluß Chamberlains hervor, der durch seine erste Deutschlandreise einen ersten Lichtstrahl brachte, während die verläßlichste, klare Haltung der Prager Regierung die Lage mehr und mehr verschärfte. In diesem Augenblick habe der Duce die Haltung Italiens endgültig festgelegt und ihn, Ciano, beauftragt, sie der Berliner Regierung bekanntzugeben: „Wenn der Konflikt zwischen Deutschland und der Tschecho-Slowakei lokalisiert wird, so wird die Haltung Italiens einer neuen Prüfung unterzogen werden, wenn sich aber der Konflikt verallgemeinern sollte und wenn ihn die antisozialistischen Kräfte zum Vorwand nehmen sollten, um eine Koalition ideologischer Charakters

Das Fiasko des französischen Generalstreiks

Der französische Gewerkschaftspapst geschlagen - Daladier als Sieger

Paris, 30. November.

In ganz Frankreich war am 30. November nur eine sehr schwache Streikbeteiligung festzustellen. Der Eisenbahnverkehr von Paris zur Provinz und umgekehrt ist fast planmäßig durchgeführt worden. In den wichtigsten französischen Provinzstädten und auch in Mexiko arbeiten die öffentlichen Dienste und Stadtverwaltungen normal, so in Straßburg, Lyon, Bordeaux und Marseille. Allerdings ruht in Marseille im Gegensatz zu den meisten Städten der Straßenbahn- und Autobusverkehr völlig. In den Vormittagsstunden ist ein provisorischer Stahlverkehr durch Einlag von Bussen außer Dienst gestellten Fahrzeugen eingerichtet worden.

Die Gas-, Wasser-, Elektrizitäts- und Lebensmittelversorgung ist durchweg überall in Frankreich gesichert. In einigen Hafenstädten soll sich unter den Hafenarbeitern eine Streikneigung geltend machen, doch liegen nähere Einzelheiten nicht vor. In vielen Fabriken wird normal gearbeitet, sogar in den bisher bestreikten Bergwerken haben sich etwa 50 Prozent der Belegschaften eingeschrieben.

Nach Mitteilung des italienischen Rundfunksenders Paris P.T.Z. beträgt die Zahl der Streikenden bei den Post-, Telefon- und Telegraphenämtern nur 0,75 Prozent. In dem Telefonverkehr auch nach dem Auslande sind bisher keine Störungen gemeldet worden.

In unterirdischen Kreisen gibt man der Ansicht Ausdruck, daß die Streikbewegung vollkommen gescheitert sei. Man weiß vor allem darauf hin, daß in den meisten Fabriken und Gewerbezweigen fast normal gearbeitet werde, daß nur ganz geringe Ausfälle zu verzeichnen seien. Außerdem stützt man sich bei dieser optimistischen Feststellung auf die erfolgreichen elektrischen Ordnungsmassnahmen.

Daladier über den Mißerfolg des Generalstreiks

Paris, 30. November.

Ministerpräsident Daladier erklärte am Mittwochabend in einer Rundfunkansprache, durch den Generalstreik habe die brutale Opposition des Landes gegenüber einer Politik der Vernunft und des Friedens, wie sie die Regierung in außen- und innenpolitischer Hinsicht betreibt, gekennzeichnet werden sollen. Die Vaterlandsliebe des französischen Volkes sei aber wieder einmal in das hellste Licht gerückt worden. Dieser Tag werde in die Geschichte eingehen, denn er kennzeichne den völligen Mißerfolg des Generalstreiks. Er habe diesen Zusammenbruch schon im voraus gewußt, so führte Daladier aus, als er im Anschluß an seine letzte Rundfunkrede vom vergangenen Sonntag die Tausende und aber Tausende von Briefen und Telegrammen gelesen habe, die ihn in seiner Aktion bestärkten. Man werde immer von den Franzosen verstanden, wenn man richtig französisch spreche.

Die ausländische Presse habe die Entwicklung der Dinge in Frankreich mit größter Aufmerksamkeit verfolgt. In einigen ausländischen Zeitungen habe er, Daladier, Ausführungen gelesen, in denen der Hoffnung auf eine baldige Beilegung der innerfranzösischen Streitigkeiten Ausdruck gegeben wurde. Andere Auslandszeitungen hätten auf den Hinweis auf den Generalstreik erklärt, die Demokrateien seien nicht mehr in der Lage, Ruhe, Ordnung und Sicherheit bei sich selbst zu erhalten. Der Verlaufs dieses Mittwoch, so erklärte der Ministerpräsident abschließend, habe jedoch das Gegenteil bewiesen.

gegen das nationalsozialistische Deutschland zustandzubringen, dann würde es keine Alternative oder Zweifeln mehr für Italien geben. Italien werde sich in diesem Falle seinerseits bedroht fühlen und seine Kräfte an der Seite der deutschen Kräfte aufmarschieren lassen."

Dieser Entschluß sei dem italienischen Volk und der ganzen Welt vom Duce in seiner Triester Rede bekanntgegeben worden.

Am 22. September habe eine zweite Unterredung zwischen dem Führer und Chamberlain in Godesberg stattgefunden. Von deutscher Seite sei der Regierung in Rom sofort mitgeteilt worden, daß die Dinge schlecht ständen. Im folgenden Tage sei keine Begegnung erfolgt, sondern man habe sich in Godesberg auf einen schriftlichen Verkehr beschränkt. Das sei ein Zeichen für die ernster werdende Lage gewesen. Denn jeder habe bereits die Verantwortung vor der Geschichte präzisieren wollen. Deutschland habe seine Forderungen gestellt und als Zeitpunkt den 1. Oktober festgelegt. Zahlreiche ausländische Diplomaten hätten im italienischen Außenamt vorgesprochen und allen habe er, Ciano, Italiens Haltung bestätigt. Selbstverständlich sei der Meinungsaustausch mit solchen Ländern, mit denen Italien freundschaftlich oder vertraglich verbunden sei, besonders rege gewesen, darunter vor allem Japan, Schweden, Polen und Albanien.

Am Sonntag, dem 25., habe im Zuge des Duce eine Unterredung zwischen ihm und einem Sonderbeauftragten des Führers stattgefunden, der im Flugzeug von München nach Venedig gekommen sei. Er habe ausführliche, wenn auch

streng vertrauliche Mitteilungen gebracht und den Dank der Reichsregierung und des deutschen Volkes für die vor Italien einnehmende Haltung erneuert.

Am Montag, dem 26., sei ein neuer Hoffnungsschimmer aufgeht mit der Nachricht, daß Herr Wilson auf Anregung Chamberlains eine Reise nach Deutschland unternähme.

Das sei jedoch nur eine flüchtige Hoffnung gewesen, und die Lage habe begonnen, sich zu verschärfen. Da die Tschecho-Slowakei den von Deutschland festgelegten Zeitpunkt vom 1. Oktober nicht abgewartet habe, um ihre Ablehnung der deutschen Forderungen bekannt zu geben, habe der Führer den Termin auf den 28. September, 14 Uhr, vorverlegt. Von dieser Stunde an hatte Deutschland keine Sandlungs-freiheit wieder und beabsichtigte, unverzüglich zu handeln. Die Nachricht sei geheim gewesen, aber er, Ciano, habe sie sofort um 19.30 Uhr durch den italienischen Botschafter in Berlin erfahren. In diesem Augenblick habe sich der Duce auf der Reise von Verona nach Rom befunden, wo Ciano ihn am Bahnhof empfangen habe, um ihm sofort mitzuteilen, was vorgegangen sei und sich vorbereite. Der Duce habe die äußerst schwerwiegenden Nachrichten mit dem ihm eigenen unerschütterlichen Mute entgegenkommen und ihm den Entschluß mitgeteilt, bereits am kommenden Tage eine erste Teilmobilmachung vorzunehmen, obwohl er aus militärstrategischen Gründen immer noch der Meinung gewesen sei, daß der numerär an der tschecho-slowakischen Grenze unermesslich erhehrenden Konflikt auch trotz der Erklärungen der mit der Tschecho-Slowakei verbündeten Regierungen noch immer lokalisiert werden könnte.

Italienische Mobilmachung unter Leitung Mussolinis

Die italienische Mobilmachung unter der persönlichen Leitung des Duce, so betonte Ciano, habe am 27. September begonnen. Da über das angelegte Ausbleiben militärischer Maßnahmen durch Italien viel geredet und diskutiert worden sei, und man daraus gewisse Schlußfolgerungen ableiten wolle, sei es wohl angebracht, öffentlich bekanntzugeben, welcher Art und welchen Umfangs die von Italien getroffenen Maßnahmen tatsächlich gewesen seien. Es wurden, so führte Ciano aus, folgende Maßnahmen getroffen:

1. Die Grenzsichertruppen der Westfront wurden auf Kriegsstärke gebracht.
2. Die Luftabwehr in Piemont, Ligurien und an der ganzen tyrrhenischen Küste wurde mobilisiert.
3. Einberufung der Alpenruppen zur Verstärkung der Divisionen von Cuneo, Turin und Triente.
4. Einberufung von Truppen, um die Armeekorps von Turin und Mesandria zu verstärken.
5. Einberufung von Truppen, um die Po-Armee auf 1/4 Kriegsstärke zu bringen.
6. Verstärkung der Besatzungen der Insel Pantelleria, der Inseln im Ligurischen Meer und der Insel Elba.
7. Einberufung und sofortige Entsendung von Reserve nach Libyen, um das dort stehende 20. und das 21. Armeekorps auf Kriegsstärke zu bringen.
8. Einberufung zur Verstärkung der Armeekorps von Sizilien und Sardinien.

Durch diese Maßnahmen, so unterstrich Ciano, liege der Bestand des Heeres in wenigen Stunden von 250 000 auf 550 000 Mann gebracht worden. Wenn die Entwicklung der Ereignisse es notwendig gemacht hätte, wäre der Apparat der Generalmobilmachung mit derselben Ruhe und Sicherheit in Kraft getreten.

Nach vorher bereits festgelegten Plänen sei die Luftwaffe in vier Luftkreise mit entsprechenden Befehlshabern und Aufgabengebieten eingeteilt worden. Außerdem habe man für die Vorbereitung und Bewollständigung der Flugplätze, wo die einzelnen Abteilungen sich in Kriegsformation konzentrieren sollten, gesorgt. Außerdem sei die Einberufung der notwendigen Ersatzmannschaften in die Wege geleitet worden. Keine besonderen Maßnahmen seien notwendig gewesen, um die Luftwaffe sofort mit ihrer vollen Schlagkraft einzusetzen.

Die Marine habe begonnen gehabt, die Mannschaften der Kreuzer, Torpedoboote und Unterboote aufzufüllen. Außerdem habe sie Vorkehrungen für die Versorgung ferngelegener Stützpunkte und der etwaigen Operationszonen getroffen gehabt. Gleichzeitig habe sie ihren komplizierten Beobachtungs- und Wachdienst aufgenommen. Bei Tagesanbruch des 28. September seien 22 Minenschniffe und Kreuzer, 114 Torpedoboote, 91 Unterboote, 337 Minenleger und kleinere Einheiten mit insgesamt 5123 Offizieren und 84 731 Unteroffizieren und Matrosen bereit gewesen, in Aktion zu treten.

Diese Sifern sprächen für sich und bedürfen keiner näheren Erläuterungen. Die Mobilmachung habe sich in vollkommener Ordnung und Ruhe vollzogen, daß ihr wirklicher Umfang selbst den aufmerksamsten Beobachtern entgangen sei. Der militärische Apparat Italiens, den der Duce in allen Einzelheiten in sechsundzwanzigjähriger unermüdlicher Arbeit geschaffen habe, habe in der Stunde der Gefahr einen nicht zu überbietenden Grad von Wirksamkeit gezeigt.

Aber nicht nur mit den Waffen, sondern auch durch seine geistliche Einstellung habe das gesamte italienische Volk an jedem Tage eine solche bürgerliche, politische und kriegerische Bereitschaft gezeigt, wie man sie kaum in einem anderen Lande wiederfinden dürfte.

Schluß der Rede in morgiger Nummer.

Rotterdam unter jüdischer Fuchtel

Amsterdam, 30. November. Das traditionelle Fußball-Länderspiel Deutschland-Golland wurde durch den Bürgermeister von Rotterdam Dub verboten. Dies hat in der holländischen Öffentlichkeit stärksten Ekstas hervorgerufen. Man empfindet es vor allem in nationalistischen Kreisen als völlig unerträglich, daß es in Holland möglich ist, daß jüdisch-marxistische Kreise in ihrem blinden Haß gegen das nationalsozialistische Deutschland die Durchführung einer sportlichen Veranstaltung verhindern können, die der Vertiefung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden stammverwandten Nachbarvölkern dienen sollte. — Man weiß mit aller Schärfe darauf hin, daß die antijüdische Bevölkerung der Niederlande es ablehnt, sich für jüdische Ziele mitzubringen zu lassen, und bedauert es aufrichtig, daß sich der Bürgermeister der Großstadt Rotterdam dazu hergelassen hat, in vollständiger Nichtachtung der Interessen dieser großen Hafenstadt derartigen Wünschen bedenkenlos zu willfahren.

Man nicht anders zu erwarten, ist die antijüdische Bevölkerung der Niederlande von den jüdisch-marxistischen Kreisen energisch abgerufen und hat die jüdenfeindliche Haltung des Rotterdamer Bürgermeisters gebührend angeprangert. Es bleibt abzuwarten, ob sich die eintägige Stellungnahme in Zukunft auch bei den nachgegebenen Männern der Rotterdamer Stadtverwaltung auswirken wird. Gerade die bedeutende Seestadt Rotterdam, deren Hafen in weitgehendem Maße von dem Umschlagverkehr mit dem Rhein-Ruhrgebiet lebt, hätte allen Grund, die freundschaftlichen Beziehungen zum Deutschen Reich in jeder nur erdenklichen Weise zu pflegen. Angehört des äußerst starken Wettbewerbs zwischen Rotterdam, Amsterdam und Antwerpen könnte sonst der Fall eintreten, daß die arbeitende Bevölkerung Rotterdams die Wege für die jüdenfeindlichen Umwandlungen ihres Stadthauptes beschreiten müßte.

hätten werden soll, liegt zugleich eine Anerkennung für die großen Verdienste, die sich die bisherigen Feuerwehren um die Erhaltung deutschen Volksgutes und deutschen Lebens erworben haben. Die äußeren Formen der bisherigen Organisation entsprächen zum Teil noch einer Zeit, in der sich der Staat um ein so wichtiges Gebiet wie das Feuerlöschwesen nicht kümmerte und seine volkswirtschaftlich und wehrpolitische Bedeutung außer Acht ließ. Im Rahmen dieser unzulänglichen Organisation haben die Führer und Männer der deutschen Feuerwehren durch freiwilligen Einsatz Nationalsozialismus der Tat bewiesen! Unzählige dieser Männer sind auf dem Felde dieser freiwillig übernommenen Pflicht gefallen. Ihnen allen läßt jetzt der nationalsozialistische Staat durch das neue Gesetz die verdiente Anerkennung zuteil werden.

Der Einfluß der Emigrantepresse auf Mörder Grünspan

Paris, 1. Dezember. Der jüdische Mörder Herschel Feibel Grünspan wurde am Mittwoch nachmittag im Pariser Justizpalast durch den Untersuchungsrichter einem neuen Verhör unterzogen. Der jüdische Mörder wurde hierbei von seinen fünf Rechtsanwältinnen — ein Luxus, den ihm das Verhörzentrum, ermdoglich — assistiert. Grünspan gab im Verhör neben dem gewöhnlichen jüdischen Geschwafel die interessante Erklärung ab, durch die Lektüre des jüdischen Emigrantensblattes „Pariser Tageszeitung“ ganz besonders beeindruckt gewesen zu sein. Damit ist zunächst eine Seite der geistigen Erbschaft der niederträchtigen jüdischen Mordtat in der Pariser Deutschen Botschaft klaglos.

Im übrigen wärmt der jüdische Mörder seine Märchen von „heroischer Spannung“, „automatische Handlung“, „Selbstmordschicksal“ usw. wieder auf, worauf er sich jedoch vom Untersuchungsrichter den Wortlaut der Tutz vor der Mordtat an seine Eltern gerichteten Karte vorlesen lassen mußte, aus dem der Vorfall der Tat deutlich hervorgeht. Grünspan bezeugt in dieser Karte die spätere Tat als bereits vollzogen, indem er schreibt, er habe nicht anders handeln können, er müsse protestieren, damit die ganze Welt seinen Protest höre, mißhe er das machen (!).

Das Zusammenpiel der jüdischen Welthezer enlarot

Die französischen Komplizen des „News Chronicle“ — Die neue Schmelbung trotz Dementi von „Ce Soir“ übernommen!

Paris, 30. November. Das genugsam bekannte englische Wagnisblatt „News Chronicle“ karkete, wie bereits berichtet, eine neue Schmelbung über Mobilisation dreier deutscher Armeekorps. Dieses Wagnisprodukt stellt sich den alten Schmelnungen des „News Chronicle“ über Deutschland würdig an die Seite. Wie nicht anders zu erwarten war, wird getreu der altbewährten Methode der jüdischen Welthezer auch diese plumpe Einföndung von den Pariser Komplizen wiedergegeben. So erdreißelt sich das marxistisch-kommunistische Abendblatt „Ce Soir“ die neue Lüge des „News Chronicle“ in großer Aufmachung nachzubilden. „Ce Soir“ veröffentlicht sie auf der ersten Seite unter der Überschrift: „Das Reich soll Truppen in Richtung auf die Karpaten-Ukraine zusammenziehen“ ohne jeden Kommentar, obwohl dieses neue Märchen deutscherseits bereits ausdrücklich dementiert worden ist. Auch die Agentur Courrier nimmt von den Lügnerischen Behauptungen des „News Chronicle“ Notiz, und die „Information“ schämt sich nicht, diese Melbung der Agentur bedenkenlos zu übernehmen. Hier zeigt sich in letzter Klarheit das verderbliche Spiel der jüdischen Kriegshezer, die sich von Land zu Land die Bälle werfen und alle Verständigungs-bemühungen der Völker zu sabotieren versuchen.

Jüdische Emigranten kommen nach Prag

Prag, 30. November. Die Prager Polizei hat alle Hände voll zu tun, sie bedarf eine Kaufschilling-Wärr auf — die Drabtheier sind Juden. Sie stellt Passagierbüros großen Stils fest — dahinter feden Juden. Deutschesmugler werden gefast — der Großteil sind ebenfalls Juden. Die meisten dieser Verdröhen sind so geschickt eingefädelt, daß die Polizei des öfteren ratlos ist. Denn es finden sich immer noch genug vertrauensselige Leute, die auf die jüdischen Trübs herinfallen und dann aufsehen müssen, wie sie um ihr sauer verdientes Geld kommen. Die tschechischen Rechtsblätter verlangen sehr nachdrücklich und verständlicherweise, daß die unerwünschten Elemente streng abgefondert und an geeigneten Stellen bewacht werden.

Gefesliche Neuordnung des Feuerlöschwesens

Feuerwehren als Hilfspolizeitruppe - Die Feuerschutzpolizei

Berlin, 30. November. Der Chef der Ordnungspolizei, General Daluege, sprach am Mittwoch vor Pressevertretern als Beauftragter des Reichsführers H und Chefs der Deutschen Polizei für die Neuorganisation des Feuerlöschwesens über das neue Feuerlöschgesetz. Das Feuerlöschgesetz hat, stellte er fest, im Rahmen seiner bisherigen Organisation die ihm gestellten gemeinnützigen Aufgaben bei einer künftigen Steigerung der Leistungen erfolgreich gelöst. Aber auch für die allgemeine Landesverteidigung sind auf diesem Gebiete Aufgaben und Pflichten erwachsen, die bei dem Grundloß, härtester Menschenverteilung im Falle eines Krieges sich bei der entsprechenden friedensmäßigen Vorbereitungsarbeit nur gelöst werden können, wenn die Organe des Feuerlöschwesens mit den anderen für die allgemeine Sicherheit und Ordnung zuständigen staatlichen Stellen und ihren Hilfsorganen förmlich und organisatorisch klar zusammengefaßt werden.

Nach langer Durchberatung aller Fragen mit den zuständigen Dienststellen des Staates, der Partei und der Wehrmacht ist jetzt das neue Reichsgesetz über das Feuerlöschwesen geschaffen und vom Führer in Kraft gesetzt worden, durch das das Feuerlöschwesen eine einheitliche Reichsorganisation erfährt.

Einsprechend dem nationalsozialistischen Führerprinzip werden die bisherigen Berufsfeuerwehren nach näheren Bestimmungen des Reichsministers des Innern als ordentliche Gemeindepolizei in die Feuerschutzpolizei übergeleitet. Aus den freiwilligen Feuerwehren wird unter Beibehaltung ihrer Bezeichnung eine Hilfspolizeitruppe geschaffen. Während somit die bereits hauptamtlich tätigen Berufsfeuerwehren als Feuerschutzpolizei in ihrer Stellung staatlich verantwortet werden, übernimmt das neue Gesetz bewußt für die als Hilfspolizeitruppe eingeleiteten Feuerwehren den bewährten Grundloß der Freiwilligkeit, denn zur Bewältigung aller im Feuerlöschwesen erwachsenen Aufgaben ist ein Millionenheer von Kräften notwendig, die aus freiem Willen jederzeit, wenn die Pflicht sie ruft, einsetzbar sind. In ihrer Eigenschaft als Hilfspolizeitruppe werden die freiwilligen Feuerwehren in das Polizeikorps des Reiches eingeleibert und damit dem Reichsführer H als Chef der Deutschen Polizei unterstellt. Das Ausschichtsrecht und alle übrigen Aufgaben und Pflichten der Länder und der Gemeinden in bezug auf die freiwilligen Feuerwehren sind daneben erhalten geblieben.

Es ist selbstverständlich und liegt bei den großen gemeinnützigen Aufgaben der freiwilligen Feuerwehren außer Frage, daß diese Organisation in ihrer Stärke von fast 2 Millionen Menschen nur dann erhalten und durch entsprechenden Nachwuchs aufgefüllt werden kann, wenn alle amtlischen und öffentlich-rechtlichen Stellen des Reiches, vor allem alle Organe der Partei, hier voll ihre ganze Kraft und Unterstützung zur Verfügung stellen.

Das Gesetz sieht im einzelnen folgendes vor: Die

Feuerschutzpolizei tritt als vierte Sparte der Ordnungspolizei neben die Schutzpolizei des Reiches, die Schutzpolizei der Gemeinden und die Genzarmerie. Die Beamten der Feuerschutzpolizei sind Polizeivollzugsbeamte. Der Reichsminister des Innern bestimmt, welche Gemeinden eine Feuerschutzpolizei einrichten müssen. Neben die Feuerschutzpolizei als Vollzugsorgane treten die freiwilligen und die Pflichtfeuerwehren als Hilfspolizeitruppe, deren Aufgaben im einzelnen festgelegt werden.

Die bisherigen, von den freiwilligen Feuerwehren gebildeten Vereine und Verbände werden zu einem Zeitpunkt, den der Reichsminister des Innern bestimmt, aufgelöst, da es bei der wachsenden Bedeutung des Feuerlöschwesens nicht weiter tragbar ist, das Schicksal einer so wichtigen Formation, wie die Feuerwehren, von den Wehrheitsbeschüssen einer Mitgliedserversammlung abhängig zu machen. An die Stelle der Vereine tritt als Organ des Ortspolizeiverwalters die freiwillige Feuerwehr als Hilfspolizeitruppe. Über den Feuerwehrendienst erklärt das Gesetz: „Der freiwillige Dienst in dieser Hilfspolizeitruppe ist ein ehrenvoller, opferbereiter Einsatz für die deutsche Volksgemeinschaft.“

Jeder gibt für sein Volk am Tag der nationalen Solidarität

Die Rechte und Pflichten der Angehörigen dieser Hilfspolizeitruppe, die auf den Führer und Reichsanstler zu gewissenhafter Erfüllung aller Dienstobliegenheiten verpflichtet werden, entfällt die Durchführungsordnung. Die Führer der Wehren werden von dem Ortspolizeiverwalter bzw. dem Leiter der unteren Verwaltungsbehörde ernannt und abberufen.

Die Beschaffung und Erhaltung der für die freiwilligen Feuerwehren und Pflichtfeuerwehren erforderlichen Löschgeräte und sonstigen Anlagen, ihre Uniformierung und Ausrüstung, ist Aufgabe der Gemeinden. Zum ersten Male wird die Frage der Vergütung des Lohnausfalls an die Wehrmänner gestellt. Es gibt Fälle, in denen den Feuerwehrmännern, die der Volksgemeinschaft ihre freie Zeit, ihr Leben und ihre Gesundheit opfern, nicht zugemutet werden kann, bei der Brand- und Katastrophenebekämpfung und dem Lohnausfall zu tragen. Hier bestimmt das Gesetz, daß den Mitgliedern der Feuerwehren der Lohnausfall bei der Brand- und Katastrophenebekämpfung zu erstatten ist, soweit ihnen die unentgeltliche Hilfeleistung billigerweise nicht zugemutet werden kann.

In der Tatfrage, daß für die Organisation der Feuerwehren als Hilfspolizeitruppe an dem Grundloß einer aus freiem Willen kommenden Leistung auch in Zukunft festge-

„Condor“ D-ACON am Ziel

Begeisterte Begrüßung auf dem Flugplatz in Tokio

Das Focke-Wulf-Flugzeug „Condor“ D-ACON ist um 22.30 Uhr Ortszeit auf dem Flugplatz Kasujima, dem dreißig Kilometer von Tokio entfernt liegenden Flughafen der Hauptstadt Japans, eingetroffen.

Auf dem mit deutschen und japanischen Flaggen überzogenen und durch riesige Scheinwerfer taghell erleuchteten Flugplatz, der im Westen Tokios liegt, erwartete eine riesige begeisterte Menschenmenge die Ankunft des deutschen Flugzeuges. Zur Begrüßung hatten sich Vertreter der japanischen Regierung und der Luftfahrtgesellschaften, der deutsche Botschafter mit seinem Stab sowie die Vertreter der Partei und der deutschen Gemeinde eingefunden. Alle japanischen Sender übertrugen die Landung der „Condor“, die bereits von der gesamten japanischen Presse in großer Aufmerksamkeit und mit zahlreichem Bildern versehen, angefeindet worden war. Die Begeisterung der japanischen Öffentlichkeit über die Bestimmung der deutschen Flieger und ihre Wärfnisse ist außerordentlich groß. Allgemein spricht man von einer einseitigen Fliegerleistung in der Geschichte der Luftfahrt.

Beispiellose Monierleistung der deutschen Luftfahrt

Berlin, 30. November.

Der glänzend gelungene Verbindungsflug des deutschen Großflugzeuges „Condor“ über eine Flugstrecke von rund 14 000 Kilometern wurde in 46½ Stunden bei einer reinen Flugzeit von nur 42 Stunden zurückgelegt. Die Stunden Durchschnittsgeschwindigkeit betrug 330 Kilometer.

Diese Leistung genügt, um je einen Flugwegreford Berlin — Hanoi und Berlin — Tokio bei der Föderation Aeronautique Internationale anzumelden.

Botschaft Hermann Görings an das japanische Volk

Berlin, 30. November.

Generalfeldmarschall Hermann Göring hat durch die Befragung des Flugzeuges „Condor“ an das japanische Volk eine Botschaft gerichtet, die über die Domei-Agentur verbreitet wurde. Die Botschaft hat folgenden Wortlaut:

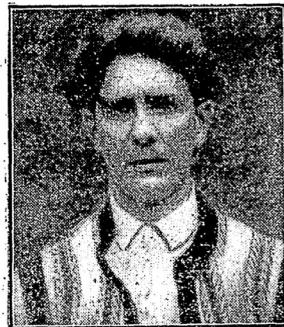
„Zu einem Zeitpunkt, in dem das japanische und das deutsche Volk den selben Willen zum gemeinsamen Kampf gegen den bolschewistischen Weltfeind bekunden und als Bekräftigung dieses politischen Zieles verheißungsvolle Schritte zur Vertiefung der kulturellen Beziehungen unternehmen, startet in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein deutsches Flugzeug zum Flug nach Tokio. Es ist nicht fliegerischer Ehrgeiz allein, der die bewährte Besatzung anspornt, diesen Weg in einer möglichst kurzen Zeit zurückzulegen, die deutschen Flieger sind zugleich Sendboten des deutschen Volkes. Sie wollen durch diese fliegerische Tat zeigen, daß auch die räumliche Entfernung zwischen den beiden befreundeten Nationen zusammenschumpft ist. In diesem Geiste habe ich meinen Fliegern den Auftrag gegeben, dem japanischen Volk meine aufrichtigen und guten Wünsche zu überbringen.“ (gez.) Hermann Göring.

Codreanu und 12 Gefangene auf der Flucht erschossen

Bukarest, 30. November.

Die rumänische Militärstaatsanwaltschaft teilt mit, daß in der Nacht zum 30. November mehrere Strafgefangene von Nimitz-Sarat in das Militärgefängnis von Jilava bei Bukarest überführt werden sollten. Auf der Straße zwischen Mofessti und Bukarest fielen die Kraftwagen, in denen die Gefangenen befördert wurden, von Unbekannten angegriffen worden, bei welcher Gelegenheit die Gefangenen zu entfliehen suchten.

Da den Aufforderungen der den Transport begleitenden Gendarmen, stehen zu bleiben, keine Folge geleistet worden sei, hätten diese von der Schußwaffe Gebrauch gemacht. Hierbei seien insgesamt 13 Strafgefangene erschossen worden, und zwar der Führer der ehemaligen Eisernen Garde, Corneliu Zelea-Codreanu, ferner Con-



Codreanu

stantinescu, Caranage und Belimace, die im Dezember 1933 den damaligen Ministerpräsidenten Duca ermordet hatten, und schließlich weitere neun Strafgefangene, die wegen Ermordung des ehemaligen führenden Mitgliedes der Eisernen Garde, Stelescu, der später aus der Garde austrat, verurteilt worden waren. Die 13 Getroffenen seien, wie es in der amtlichen Mitteilung weiter heißt, am Mittwoch bereits begraben worden.

Codreanu wurde 1899 geboren; er war ursprünglich Anhänger der National-Christlichen Liga des Professors Cuzza und begründete später den Orden „Erzengel Michael“, aus dem sich die Eisernen Garde entwickelte. Diese Organisation wurde im Dezember 1933 aufgelöst. Darauf erschossen drei ihrer Mitglieder den damaligen liberalen Ministerpräsidenten Duca. Sie wurden zu lebenslänglichen Zuchthaus, der gefälligen Höchststrafe, verurteilt. Zu diesen drei kommt noch die zehn Attentäter, die im Jahre 1935 in ein Zuchthaus Stankenshaus einbrachten, in dem ein gewisser Stelescu lag, der Mitglied der Eisernen Garde gewesen war und Verrott begangen hatte. Stelescu wurde von den Angeln der zehn Eindringlinge durchschert. Auch diese zehn waren zu lebenslänglichen Zuchthaus verurteilt worden.

deren Weisheit damals wie heute für uns Schlafpuder sein sollte. Sie als stolze Deutsche, vielleicht sogar als Nationalsozialist zu fühlen, wenn die Gefährdung der Luftwaffe über die Nürnbergger Zepplenteile dräusen oder wenn unsere junge Wehrmacht durch die Straßen marschiert oder wenn mit einzigartigem, dankbarem, Subel zehn Millionen Deutsche ins Reich befehligen, das ist überhaupt nicht schwer, das ist einfach selbstverständlich. Wer so tun, als ob man hinter Gustav Stresemann hersehe, wenn ein politischer Prozeß vollzogen wird, für den ihnen der fünfte oder sechste Sinn fehlt, das ist ein durchaus negativer Berechnungsmaßweis für die sonstige Angliederung der Volksgemeinschaft.

Wir sind weit davon entfernt, zu verlangen oder auch nur zu erwarten, daß die gleichen Gespenstertreiber von Anno Stresemann heute politische Aktiven werden. Aber der „einfache“ Volksgenosse, der heute erlebt, daß dem Juden die letzte Wlaste vom Gesicht geriffert wird, der das Vertrauen dazu hat, daß die Führung alles nur zum Besten des ganzen Volkes tut, darf es sich mit Recht verbitten, von einigen erschrockenen Bürgerseelen, die am Rande stehen, befehligt zu werden, in denen er die Reinfänger der letzten Wahlen erkennt.

Dieser Volksgenosse, der früher vielleicht nicht Nationalsozialist, in keinem Falle aber ein Silberfreierpolitiker war, sondern ehrlich zu seinem Standpunkt in der Volksgemeinschaft gefunden hat, soll und muß wissen, daß die Bewegung die sührtrank überigebiebene Macht der Stresemannergesellschaft und sehr richtig einschätzt, wenn sie sich im Alltag ihrer politischen Arbeit auch nicht mit ihnen befaßt. Vor den hohen Aufgaben ist dieser kleine Rängel doch zu schädig und armseilig. Ernst Günter Dickmann.

Polnische Polizei räumt jüdisches Verbrechen auf

Kattowitz, 30. November.

Auf Grund der vor wenigen Tagen erlassenen Regierungsverordnung über die Schließung der in Polen bestehenden Freimaurerloge, fährt am Dienstagabend die hiesige Sicherheitsbehörde zur Auflösung der hier bestehenden Freimaurerloge „Concordia“, die der jüdischen Großloge „Bei Briti“ angehört. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Geheimverammlung der fast ausschließlich jüdischen Mitglieder der Loge überführt.

Mit acht jüdischer Freisheit erklärten die Teilnehmer, daß sie nur zusammengekommen seien, um die Loge zu „liquidieren“. Die Ausrede bekam jedoch ein anderes Gesicht, als die Beamten die Logenräume durchsuchten. Außer über 20 000 Zloty an Bargeld wurde eine umfangreiche Bücherei beschlagnahmt, die zum großen Teil kommunistische Lektüre umfaßte. Die Räume wurden verriegelt. Gegen die Teilnehmer an der Geheimverammlung ist ein Strafverfahren eingeleitet worden.

Was gehen mich die Juden an?

Der Volksgenosse und die Judenfrage - Gründliche Aufklärung bis zum letzten Mann

NSR. Seit über zwei Wochen geht eine Aufklärungswelle über Deutschland, die sich mit der Judenfrage befaßt, nicht etwa, weil das deutsche Volk nichts von den Juden wisse, sondern weil eine mit maßlos frechen Provokationen von seitens des Weltjudentums aufgeschaltete feige Wortat an einem Nationalsozialisten die nimmermehr erduldfähige und harte Schädigung erforderlich macht. Das Judenproblem ist ein Weltproblem, das gebieterisch nach einer Lösung verlangt, es ist weiterhin ein deutsches Lebensproblem, und das nicht erst, seit Deutschland infolge seiner klaren Klassenpolitik zum Mittelpunkt der jüdischen Weltbühne geworden ist. Da es nun nationalsozialistische Verpflichtung ist, Lebensprobleme des Volkes jedem Volksgenossen klarzumachen und lebensnotwendige politische Maßnahmen vor dem Volke zu begründen, wird das Judenproblem vor dem Volk bis in seine dunkelsten Winkel hinein beleuchtet. Das Volk in seiner Gesamtheit verfehlt diese Haltung sehr genau, nur eine Handvoll politischer Langschläfer zieht sich, wie sie es stets gehalten hat, in ihren beschränkten Schenklappengeldstreis zurück und will nichts hören und sehen und lesen.

„Was gehen mich die Juden an?“ Gibt es diese Fragestellung im Dritten Reich noch? Gemacht, das gibt es noch. Aber wer sind diese Volksgenossen, und warum ziehen wir sie aus ihren muffigen Schlafwinkeln hervor ins helle Licht der Öffentlichkeit, anstatt sie in ihrer selbstverworfenden politischen Einbildung verstauben zu lassen? Weil sie in ihrem krankhaften Gange zur Eigenbröckerei bereits vor Jahren sich mit schämevoller Besserwissererei gegen die Einigung des Volkes im Nationalsozialismus stemmen, weil sie es sind, die an allem und jedem etwas zu nörgeln hatten, sich selbst aber als „unpolitische Menschen“, wie sie sich nannten, niemals zu einer Sache bekanneten, sich keiner Idee an Leib und Leben verschoren und um den heißen Brei der tatsächlichen Verantwortung immer auf laienweisen Gesichten herumgingen.

Daß sie sich meistens auch noch stolz selber als Intellektuelle — in ihrem Sprachschak „Gebildete“ — bezeichnen,

läßt sie als wenig berufen erscheinen, heute noch politische Meinungen zu verkünden, nachdem sie, die ihrem eigenen Widerspruch nach zur Führung berufen waren, in der politischen Auseinandersetzung flüchtig verflucht haben. Das hindert sie indessen nicht daran, sich jedesmal dann bemerkbar zu machen, wenn der Nationalsozialismus es unternimmt, eine grundsätzliche Frage zu lösen. In diesem Augenblick kommen sie sich berufen vor, ihre alten individualistischen Einschätzungen zu verteidigen. „Was gehen mich die Juden an?“ fragen sie genau so, wie sie fragen, ob die Führung nicht doch vielleicht zu „unvorsichtig“ sei, als die großen politischen Etappen unseres Vorkrieges zur Weltmacht Taktage wurden.

Und nun fragen diese letzten Außensteher wieder mit der ihnen so wohl anstehenden „jüdischen Entrüstung“, wieso man von Auffassungen und Meinungen des Volkes sprechen könne, ohne vorher ihre Meinung einzuholen. „Sind wir etwa nicht auch Volk“, oder — nun folgt das uns allen so satzmäßig bekannte herablassende Lächeln — „sind wir vielleicht deshalb nicht als vollgültige Volksgenossen anzusehen, weil wir gebildet sind, weil wir keine Schreier sind und die Politik des Faustrechts nicht so mitmachen können?“

Das ist dann der Augenblick, in dem sich jeder Nationalsozialist genötigt sieht, ihnen unsanft und brutal auf den bürgerlich-liberalen-individualistischen Herbe- oder Seitenfuß (je nachdem) zu treten. Wenn das von ihnen immer so ängstlich angeschickte „Ausland“ (d. h. die jüdische Weltpresse in aller Welt) den kleinen Rängel der Ewiggeitigen hochtrabend als „Opposition“ auf den Schild hebt, dann sind sie nicht etwa entrüstet und empört, sondern fühlen sich im Grunde ihres pießbürgerlichen Serzens sogar noch gleichmütig, weil sie sich dann — mutig vorkommen. Und sie verstehen es nicht einmal, daß wir über diese und vom „Ausland“ aufgesetzte sogenannte Opposition bloß aus ehrlichstem Serzen lachen können.

„Was gehen uns die Juden an?“ Das ist ihr heutiger Patentausweg, wenn es sich darum handelt, einmal politische Stellung zu beziehen. Wie war es doch damals? Wir erinnern uns auf:

„Was gehen dich die andern an.“

Du wählst wie Gustav Stresemann. Die andern — das waren wir Nazis und sonstiges „Volk“. Und wir waren unbequem, ja, wir waren sogar laut und schreuten uns nicht, unheim, wie wir sind, mitunter uns auch vermittels des Faustrechts die Straße zu erobern. Uns gingen die andern sehr viel an, denn wir unternehmen es ja, Adolf Hitler darin zu unterstützen, aus Interessententücken ein Volk zu schmieden. Daß dieser Kampf von Erfolg gekrönt war, ist nun aber auch keineswegs im mindesten Verdienst derer, die „den andern“ nichts wissen wollten, sondern auf ihren Gustav mit dem Silberstreifen der Erfüllung schworen, weil er sie am wenigsten aus ihrer Ruhe aufschüttelte und weil ihnen die nackte Wahrheit viel zu roh, zu laut und zu ungebildet in den Ohren klang.

„Diese deutsche Volksgemeinschaft ist wirklich prächtig angewandter Sozialismus und damit Nationalsozialismus im höchsten Sinne des Wortes. Jeder ist hier verpflichtet, seinen Anteil zu tragen.“ (Der Führer bei der Eröffnung des NSD. 1938/39 im Sportpalast am 5. Oktober 1938.)

Aber obwohl die andern sie nichts angingen, hat Adolf Hitler auch für sie die Freiheit erkämpft. Auch ihr keures Leben schützte unser nationalsozialistisches Volkstheer, auch ihre Arbeit, ihr wirtschaftliches Ausfließen war nur durch die nationalsozialistische Initiative möglich, und auch ihre Pensionen sichert ihnen ausschließlich der nationalsozialistische Staat. Ihr „Staat, den die andern nichts angingen,“ war bis über beide Ohren verschuldet und wäre heute, hätten die „andern“ nicht aus Trümmern ein neues Reich gemimmert, restlos zahlungsunfähig, oder überhaupt nicht mehr da. Diese Worte der Klarstellung müssen so deutlich sein, weil es die Reste desselben bürgerlichen Intellektuellen sind,

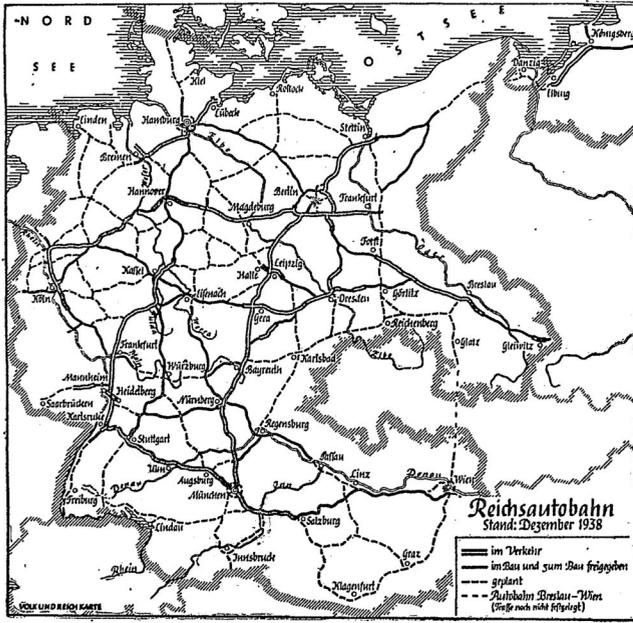


Feldmarschallähnliche Truppen in den Straßen von Paris. Dieses Bildlegionnäre vom Mittwoch aus Paris zeigt, daß Deladier alle Machtmittel des Staates aufgeboden hatte, um die Ruhe und Ordnung im Lande aufrechtzuerhalten. Auch feldmarschallmäßig ausgerüstete Truppen sah man in den Straßen, die bei irgendwelchen Ausbreitungen sofort eingreifen konnten, wie hier vor dem St-Basinhof. (Guerri-Bilderdienst-M.)

Freitag
Berlin-Regel

6.30-8.00: Aus Odenburg: Morgenmusik. Der Gaunermusik...
8.30: Aus Köln: Morgenmusik. Das Unterhaltungssinfonieorchester...
9.30: Zehn Minuten Hauswirtschaft...
10.00: Wir helfen mit! Hörzeichen vom Einfluß der Jugend im RSW...
10.45: Gstaun. Rundfunkbericht von der Gaunermusik...
11.00: Sendepause...
11.40: Aus nürnberg: Einmal in alle Welt...
12.00-14.00: Aus Saarbrücken: Mittagskonzert...
14.15: Aus Hamburg: Musikalische Kurweil...
15.00: Extravallée...
16.30: Aus der Welt des Sports...
17.30: Durch! Aus seinem neuen Buch...
17.50: Zwei Junges im Vorn...
18.00: Dort wo das Gelächert blüht...
20.10: Aus Wien: Wien singt...
21.00: Ein Unterhaltungskonzert...
22.30: Aus Leipzig: Lang und Unterhaltung...
24.00: Nachkonzert...
Deutscheslandsender

Der Dezember bringt den 3000. Autobahn-Kilometer



Unsere Karte veranschaulicht den Streckenstand der Reichsautobahn, der Mitte Dezember mit der Fertigstellung des 3000. Kilometer erreicht sein wird. ... Reichsautobahn Stand: Dezember 1938

Ein Zug bleibt stehen ROMAN von VICTOR van BUREN

Copyright 1937 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68
18
"Berichte dankend. Brauche keine Fürsprache. Nicht mal aus zartem Frauenmund."
Betont schnodderig haute Dietrich die Worte hin. Er machte ein spöttisches Gesicht, aber der Ton seiner Stimme verriet einen unbändigen, jädelang aufgeregten Haß.
Ernst sagte leise: "So unverständlich mir dein Mutausbruch in diesem Augenblick und angesichts der uns umgebenden bedrohlichen Ereignisse ist, so will ich trotzdem versuchen, sachlich dazu Stellung zu nehmen..."
"Daß deine gedraubten Worte. Du redest wie ein Professor vom Katheder oder ein Pastor von der Kanzel. Ich hätte ja auch gar nichts gefagt, wenn du nicht immer mein Verhalten kritischer und dabei stets grobfindend von unsrerer Wert und unsrerer Interessen reden wolltest, wobei du doch nur dich meinst; wobei du mich doch eigentlich nur dudest und nur aus vornehmer Schonung für mein zartes Gemüt sprichst. Siehst du - deine Vornehmheit hab' ich bis hiether und deine Schonung brauch' ich nicht! Und wenn dir's wissen willst: dein Kavaliersst und dein Wert und deine Pläne und dein ganzes brüderliches Getue interessieren mich einen Deuk! Gott sei Dank, nun ist's mal raus! Jetzt ist mir leichter!"
"Der Eindruck habe ich allerdings auch! Unter diesen Umständen will ich dich auch selbstverständlich nicht länger an meiner - an mein Wert und an meine Person festhalten. Es steht dir jederzeit frei, deine Mitarbeit niederzuliegen. Deine Anteile werden..."
"Ja - ja - ja - ich weiß: du wirst auch da wieder äußerst vornehm zu Werke gehen, du gottgefälliger Bruder du. Wirst wieder eine Menge für mich opfern, und der Opferrauch wird steil gen Himmel fahren, denn Gott ist deinem Opfer gnädig, wie es bei Abel von jeder der Fall war. - Also gut. Ich verlasse deine Firma. Ich nehme allerdings an, daß du Wert darauf legst, daß ich jetzt noch bis London mitfahre, da man zu den dortigen Verhandlungen die 'Gebrüder' Nordberg erwartet und du uns ja beide abisert hast. Es würde also einen schlechten Eindruck machen und dem Ansehen unsrerer Wertes Abbruch tun. Sprich weiter, lieber Bruder!"
"Du brauchst auch nicht nach London mitzufahren, sondern kannst ruhig gleich in Berlin bleiben, wenn dir die Preise sehr unangenehm ist."
"Noch London fahre ich noch mit. Sind dort die Verhandlungen beendet, trennen sich unsere Wege."
"Wie du willst, Dietrich!"
Dieser hielt die Münd der Abteiltür bereits in der Hand. Einen Augenblick noch zögerte er, dann wandte er sich noch einmal zu seinem Bruder. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer höhnischen Frage. Maria schlug die Hände vor die Augen, als könne sie dieses entsetzliche Gesicht nicht sehen, und wollte die Worte nicht hören, die Dietrich nun langsam und bedächtig aus niederträchtigem Munde fallen ließ:
"Dein. liebe Frau - unsere gute Gise - hat wohl gewußt, warum sie dich und nicht mich zum Manne nahm! Obwohl ich damals der Reizere war, warst du unbedingt die bessere Kapitalanlage. Frauen haben doch einen untrüglichen Spürsinn."
"Dietrich...!"

Ernst brüllte es heraus. Er griff ein Gepäckstück und schleuderte es - nicht mehr Herr seiner Sinne - nach Dietrich.
Doch dieser hatte die Tür zugethan, das Gepäckstück prallte daran ab und fiel dröhnend zu Boden. Dann war Stille.
Nur vom Gang her hörte man noch das heisere Lachen Dietrichs, bis dieser in seinem Abteil verschwand.
Ernst stand wie eine Bildsäule in dem engen Raum. Marias Schultern zuckten in lautlosem Schrecken. Es herrschte völlige Stille. Nur das monotone Schlagen der Näder auf die Seiten durchdrang die gefährliche Ruhe. Noch immer stand Ernst. Es war, als könne er sich nicht vom Fleck rühren. Stand und starrte nach der Abteiltür, aus der eben sein Bruder gegangen und die ihn vor dem Anprall des Kopfes geschützt hatte.
"Nicht einmal meine Frau läßt er aus dem Spiel...," sagte er wie zu sich selbst.
Marias Weinen war ruhiger geworden. Ihre Hände hingen schlaff, wie tot, herunter, das zarte, kindliche Gesicht zeigte ein fasses Entsetzen, und über Wangen und Mund kullerten ihre Kindertränen wie Tauropfen über erfrierende Pflanzen.
"Nicht einmal meine Frau läßt er aus dem Spiel... Was habe ich ihm getan?" murmelte Ernst wieder vor sich hin. Aber es war so leise, daß Maria ihn nicht hören konnte.
Die Starre wich von Ernst. Er setzte sich auf das Bett neben Maria und brütete vor sich hin. Langsam und unentwegt schüttelte er den Kopf. Er konnte das Vorgefallene nicht fassen. Er war immer gut mit seinem Bruder ausgekommen. Zwischen den beiden fand nie ein Wortwechsel statt. Mit Dietrichs brummiger Art hatte sich Ernst lächelnd abgefunden. Er hielt das brüderliche Zusammenleben im Grunde genommen für das denkbar beste, und plötzlich, wie aus heiterem Himmel, hatte sich da ein Abgrund an Haß und Neid aufgetan, und hatte ihn, den ahnungslosen Ernst, heimtlich überfallen. Warum nur? Warum?
Ernst sann nach. War er nicht immer ruhig und freundlich zu Dietrich gewesen? Hatte der ältere Bruder jemals dem Jüngeren vorgehalten, was dieser ihm alles verbante, und dieses Wort beanspruchte? Und nun war er ihm diese Vornehmheit, die für Ernst etwas Selbstverständliches war, vor?
"Versteht du das alles, Maria?"
Sie antwortete nicht. Starre nur immer abwesend vor sich hin. Die Nasenspitzen zitterten noch, und durch ihren Körper ging ein Zucken. Unfangbar hilflos sah sie da. Wie eine absterbende Blume, mußte Ernst unwillkürlich denken und legte ihr eine Hand auf die Stirn.
Doch dann mußte er sich wundern. So entsetzlich war dieser Wortwechsel doch nun auch wieder nicht, daß Maria einen derart zerbrochenen Eindruck machen mußte. Gewiß, das Ganze kam recht unerwartet, aber...
"Warum nicht zu dem, Maria? Hast du Angst?"
Langsam nickte sie. "Entsetzlich!"
"Wovor denn?"
"Ich weiß es nicht genau. Vor allem!"
"Wegen Dietrich?"
Wieder nickte sie mit ihren traurigen, großen Kinder-Augen.
"So schlimm war es doch nun auch nicht."
"Biel schlimmer als du glaubst, Ernst! Biel schlimmer." Was meinte sie bloß, dachte Ernst. Der Ton ihrer Stimme - sie meinte mehr als sie sagte!
"Wie kommst du darauf, Maria?"
"Bitte frag mich nicht, lieber Ernst! Du würdest mich nicht verstehen!"
Und in grauenerfüllter Angst schlug Maria die Hände wieder vor die Augen.

Nein, er würde sie nicht verstehen - er kannte ja seinen Bruder gar nicht. Aber sie kannte ihn! Sie wußte, was er meinte, als er höhnisch Abel erwähnte, dessen Opfer gottgefällig war, indes sein Bruder kein... Nein, dieser Zusammenhang war Dietrich gewiß nicht klar gewesen, als er davon sprach - aber die Schläge lag auf der Lauer von Anfang an, und eines Tages...
So wie Ernst heute plötzlich, unvorsichtig und ohne irgendeinen tatsächlichen Anlaß einen Blick in Dietrichs Seele tun mußte - würde er nicht eines anderen Tages...
Maria schauderte. Sie sah die Zähne zusammen, um nicht aufzujubeln. Sie war dem Unsturm dieser entsetzlichen Gedanken einfach nicht gewachsen. Sie mußte sie in sich verschließen und hatte doch das Kraft dazu. Doch durfte sie nicht ausprechen, was ihr auf der Seele brannte. Es wäre auch sinnlos, es auszusprechen - all das Ungreifbare und Unbegreifbare, das in der Luft lag; drohend wie Gewitter und unfassbar wie Wolkenschatten...
Doch sollte sie Ernst warnen? War er nicht ahnungslos? Wie könnte er sich schon wundern, daß Dietrich ihm vorwarf, daß dessen Frau nicht ihn genommen habe. Ja, er war ahnungslos, aber... Nein, mit Dietrich mußte sie sprechen. Doch wie sollte sie das anfangen? Es war nichts Greifbares da. Und fielen Dietrichs Worte nicht oft auf sie herab wie Pfeilschnehe...
"Du siehst ihn?" fragte nun Ernst mit ruhigerer Stimme.
Maria nickte. Ihre Augen starrten dabei ins Leere.
"Und er dich?"
Sie schüttelte mit einem unsäglich traurigen Lächeln den Kopf, die Hand machte eine kleine abweisende Geste und blieb dann wie in Soffnungslösigkeit erstarrt im Schoß liegen.
Der Zug fuhr weiter. Der Schimmer des Morgens wurde heller und auf den Feldern glitzerte der Tau in Miriaden Tropfen.
Dietrich stand am Fenster seines Abteils und blickte in den aufstehenden Morgen. Schwere graublau Wolken hingen am Horizont. Ganz hinten lag ein Waldgebirge. Die Kronen der Bäume bogen sich im Sturm, der über die Wiesen und Wälder hin an den Ästen der Bäume rüttelte. Eine Schär Krähen flog auf. Dann setzten sie sich wieder nieder und sahen dem davonbrausenden Zug nach. Tropfen schlugen ans Fenster. Regen kam auf.
Dietrich fröstelte. Er entnahm seiner Handtasche eine Flasche, goß von deren goldgelbem Inhalt in einen Becher und tat einen tiefen Zug. Das wärmte durch und loderte die Gedanken auf, zog sie ab von den brennenden Selbstvorwürfen - daß Dietrich sich überlegen konnte über seine Borelligkeit. Hätte er nicht den Mund halten können? Und mußte er noch die kleine Rüstung zur Zeugnis seines brüderlichen Hasses machen? Jbiot! All die Jahre hindurch war Ernst im Glauben gewesen, das brüderliche Einvernehmen sei das denkbar beste, und nun kam er, Dietrich, und öffnete ihm selbst die Augen, kurz bevor vielleicht der große Schlag geföhrt werden konnte, der Schlag, dessen Ausführung ihm seit Jahren heimlich im Herzen brannte. Wachte er es sich nun eingelassen oder nicht. Freilich - war man hätte man, wollte man solche Dinge nicht wahrhaben. Aber hatte man von diesem Feuerbrand im Leibe, der die Gedanken aufschachte, die fächerlichen Seemannungen und Bebenen niederbricht und geheime Kräfte weckte...
Dietrich leerte den dritten Becher. Wie das im leeren Magen brannte, wie das Blut zum Kopfe jagte, das Blut, in dem all diese geheimen Gedanken nisteten seit Jahr und Tag; dieses feige Blut, das erst in Wallung gebracht werden mußte, damit es dem Hirn eingestand, was es dumpf mit sich herumjuchemnte.
(Fortsetzung folgt.)

Mitternachtsspäße in London

Am Samstagabend in der Nähe des südlichen Soho-Bezirks, Oxford Street und Shaftesbury Avenue. Es war gegen elf Uhr und die Theatervorstellung zu Ende. Das schöne Wetter der letzten Tage hatte eine ungeheure Menschenmenge auf die Straße gelockt. Es schien, daß eine Woche voller Sonnenlicht die Lebenslust des Engländers entschieden steuert und ihn zur immerhin noch genügend mäßig gekümmerten — fremden Stimmung verführt. Zwischen den verarmten Spaziergänger in dieser Nacht zeigten sich Herren in Abendanzügen und lächelnde Damen in weißen Kleibern. Am Oxford Circus stauten sich die großen Autos. Von den Dächern und Hauswänden in der Umgebung strahlten in gelben, roten und blauen Farben die Lichterflammen. Schiller an Schiller ging die Menge die Straßen hinauf, und es war betraute unheimlich, wenn in einer der Seitenstraßen die zweihöckerigen Busse in die Fülle von Leuten fuhren, die sich im schwachen Licht der Läden und der wenig erleuchteten Fenster bewegten. An einer Ecke schwannte ein Betrunkener; wie er es fertig brachte, in seinem unklaren Gang nicht gegen seine Nachbarn zu stoßen, ist mir noch heute unbegreiflich. Fast auf seinen Fersen folgte ihm ein Bobbi. Auf seinem jungen Gesicht lag ein trauernder Ausdruck, er war scheinbar völlig darin vertieft, mit seiner Bunge an dem Knirren des Helms zu spielen, während er in Wirklichkeit den Betrunkenen seinen Augenblick unbedacht ließ. Es war deutlich zu bemerken, daß sich beide Mühe gaben, so unauffällig wie möglich zu sein — der Policeman in seiner schwarzen Uniform und der Angebetete, der so lautlos dahinstreifte.

Ein Freund führte mich in ein sogenanntes Amusement in der Tottenham Court Road. Als wir die hellerleuchteten Säle zu ebener Erde und später die unterirdischen, weitläufigen Räume durchwanderten, drängten sich wohl über tausend Menschen den aufgestellten Spielmaschinen jeder Art, die ein technisches Hirn nur zu erfinden vermag. Die sonst so beherrschenden Engländer waren hier vollkommen verwandelt. Mit weitaufräseligen Augen und Mündern, wie verknampft und verzerrt von Spannung, verfolgten sie den Lauf der kleinen Kugeln, die durch den Druck einer Feder aus ihrem Lager geschleudert, der Seitenwand an Seitenwand unter der Glascheibe nach längerem in ein Loch fielen, worauf oben am Rande des Rahmens hinter einer erleuchteten Scheibe eine Zahl die getroffenen Punkte anzeigte. Das hellste Lampen-

licht, das man sich denken kann, bestanden die vielen Männer und Frauen die dicht gedrängt Autos- und Pferdewagen beobachteten und einen Penny nach dem andern verorteten. Die Art dieser Spiele gibt es auch auf dem Kontinent, aber hier war es die beinahe unübersehbare Anzahl und Vielfalt der Systeme, vor allem auch die Ausschließlichkeit, mit der auf dem unterirdischen „Spaßmarkt“ nur Spiele getrieben wurden. Da lagen unter Glas, auf blankem Samt und von besonderen Lampen grell beleuchtet, billige Ketten mit falschen Edelsteinen, Zigaretten- und Puderboxen, Armbänder — ein glühender Rauchhaufen, der eine unwiderstehliche Anziehung auf die Frauen und Mädchen auszuübte. Nachdem ein Pennystück eingeworfen worden war, drehte eine vor vier zitternde schmale Hand den Griff, und ein Fehel glitt über den Samt und schlang langsam den Gegenstand, den er gerade erfaßte, zu einer Öffnung hin; meistens jedoch blieb der Fehel kurz vor der Öffnung stehen, und die Enttäuschung, wenn die Puderbox oder das Armband in den gesteuerten Rand zurückfiel, war deutlich auf dem Gesicht der Spielenden zu sehen.

In den vom Tabakrauch schwelenden Gewölben kitzte und schmerzte es aus mechanischen Werken. Von Apparat zu Apparat fügte die Menge, von begehrteten Trieben und Leidenschaft gezeichnete Gesichter begegneten dem Blick, wenn man vor einem der Gehäuse aus Glas und Metall stand, wo gegenüber, hinter der anderen Glaswand, sich Kopf an Kopf bewegte. Zahllose Augenpaare starrten auf die schimmernden Metallwaren, die von einer sicher nicht unbedeutenden Industrie erzeugt werden. — Wöglich erlangt der jubelnde Ausschreit eines Kindes aus einer Ecke, in der auf einem Dreifuß sich ein gläserner Schrein erhob, angefüllt mit Uhren, Anhängern, Kämmen, Parfümfässchen, Zigaretten und Schokolade, goldenen und silbernen Ringen. Hüllförmig — mit einem Chaos der begehrteten Dinge für Kinder, wie sie sich dicht um den Spielapparat drängten. Keiner von ihnen gehörte zur Mittelklasse — wie ein großer Teil des übigen Publikums; es waren arme Leute, wahrscheinlich aus Arbeitelose darunter, von Mile End Old Town und Whitechapel, aus der Gegend der Londoner Docks, die hier für drei Pence Spaß und Vergnügen fanden; die Armen und Vermissten Londons — kleine und schwächliche Gestalten, deren gelbliche Hautfarbe im Lampenlicht sich noch mit einem grünen Schein verfarbte. Von der Dede, die mit blankem Spiegelglas ausgelegt war, darunter



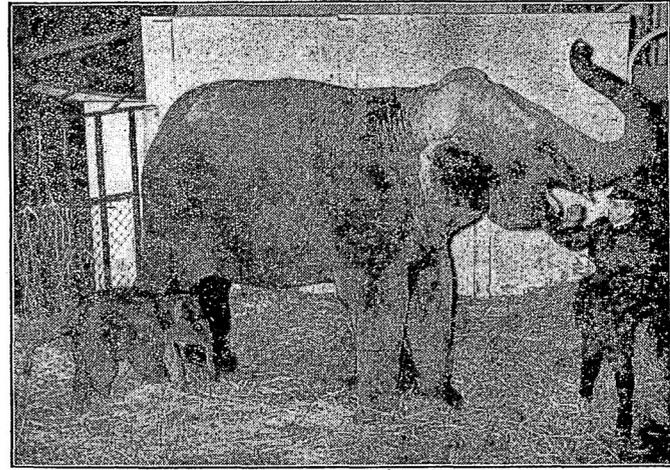
Sonderbriefmarken zur Ergänzungswahl im Südbotenland zur Erinnerung an die Seimkehr der jüdischen Bevölkerung des Reichs und die am 4. Dezember d. J. stattfindende Reichstags-ergänzungswahl gibt die Deutsche Reichspost zwei Sonderbriefmarken heraus, von denen wir hier den 12-Pf.-Wert zeigen

sich bläulich die Rauchschwaden zogen, prieten sich Köpfe und Schulkern der Versammelten. Ihre Spiegelbilder erhellten einen verächtlicheren Einblick als sie selbst, da ihre Wiener darin nicht zu erkennen waren. Am Victoria- und Albert-Museum in Kensington hängt eine Kopie der Transfiguration von Raphael. In diesem Augenblicke wurde ich daran erinnert; denn wie auf jenem Bild Christus unerkannt und dem zusammengehörigen Volke unerkennbar über ihnen als ihr besseres Selbst in die Wolken aufsteigt, während zu seinen Füßen ein Missetaten und Disputanten anhebt, so umstanden mit ähnlicher Bedenklichkeit, diese Menschen hier den Glaschreinen und seinem wäre es eingestiegen, einmal in die Spiegel hinaufzusehen, wo er sich und die andern vielleicht bei einer seltsamen Beschäftigung gefunden hätte.

Ein Mann — Mitte dreißig — und seine Frau, beide in abgetragenem Kleider, unterhielten sich mit erhobenen Stimmen über ihr Glück. Zwischen ihnen stand ein ungefähr achtjähriger Junge, dessen Kopf über den Ohren mit einem schmalen Tuch verbunden war; es war derselbe, den kleine jüdischer Ruf nicht aufmerkzaam gemacht hatte. Der kleine stieß mit den Händen gegen die Glaschreine und deutete erregt auf eine silberne Kette, um seinen Vater zu bewegen, den Greifer, der wie eine Fange von einem Mann innerhalb des Rahmens herabging, darauf zu richten. Verwundert sahen die Zuschauer auf diese Familie, der es innerhalb fünfzeler Zeit gelungen war, ihre Tische mit dem Rahm zu füllen. Gespannt blickten sie auf den Greifer, der sich langsam über der Reih schloß, sie emporhob und dann durch das Loch fallen ließ. Die Frau schrie laut vor Freude auf, und der Mann gab ihr lächelnd den Schmutz. Als nächstes holte er ein rotzingsiges Brotstückchen heraus — ein erkautes „Oh ... loof here“ — er löste sich zum. Mit einem verlegenen Nicken wollte der Mann das Stückchen seiner Frau geben, da zerbrach es in seinen breiten Händen. Der betroffene Ausdruck auf den Gesichtern der drei war rührend; der kleine erhob sich auf die Füßspitzen, wach an der zerbrochenen Flasche, und der Mann trauerte den Rest, darin geliebter war, auf den geringsten Wank seiner Frau.

Menschen eilten von Spielmaschinen zu Spielmaschinen; sie zogen ihre Frauen und Fremdbinnen hinter sich her, die Welt draußen verfaul. In einem Kellergebäude war eine Nachbildung der Kronjuwelen, des Throns und des königlichen Stuhls ausgestellt. Die Menge blieb immer wieder davor stehen und betrachtete stumm das ausgelagerte Schmuckstück auf rotem Samt und den Thron, vor dem eine rote Schürm hing, damit nicht einer im Uebermut auf den Einfall kam, sich darauf zu setzen.

In einer andern Ecke war ein Schießstand errichtet. Da flogen vor einer Parfülfabrik Tontauben auf, die von glücklichen Schützen abgeschossen wurden. Zufällig entdeckte ich an demselben Abend in einer bekannten englischen Zeitung ein Bild des Lord B., der auf einer seiner Besichtigungen in einem wunderbaren Park sich damit vergnügte, gleichfalls Tontauben zu schießen. Ich vermisse aber in seinen Augen das Fieber, das ich an den Clerks wahrgenommen hatte, die sich demselben Spiel in den unterirdischen Höhlen an der Tottenham Court Road hingaben.



Wieder ein Elefantkind im Berliner Zoo
Im Berliner Zoologischen Garten ist am Dienstag wieder ein Elefantkind zur Welt gekommen, dessen Mutter vor etwa 1/2 Jahr, bereits trächtig, im Garten eingetroffen war. Bei dem kleinen Elefanten, den man hier mit der Elefantmutter sieht, handelt es sich um ein weißliches Tier.

Der Einbruch

Erzählung von Arnold Krieger.

Jetzt ist es soweit. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Eine unsichtbare, mächtige Hand schiebt ihn weiter auf diesem Wege, den er nicht gewollt hat. Dieser Weg ist der Ausweg, sonst feiner. Er hat gekämpft, hat das Unheilvolle abzuwehren wollen. Wergebens. Warum findet er keine anständige Lebensmöglichkeit? Was stößt die Menschen ab, die er um Arbeit bittet? Hat er zu viel gemurt, daß sich das Mürrische in ihm eingetresen? Ist es die Finsternis, die seinem Wesen entquillt, wohin er kommt?

Seit dem Frühjahr knallt er auf dieser großen Gasbinde im Südosten der Weltstadt. Er hat gnadenhalber eine Laube inne, bummelt durch die Wälder, die Hände in den Taschen, in den Augen ein bössartiges Glöhen, auf den Rippen einen Schlagel, der Lebenslust vorkaufeln soll.

Er hat nicht nach unredlichem Gewinn Ausschau gehalten. Nichts Verbrechenhaftes liegt im Grunde seiner Natur. Aber das da hat sich ihm aufgedrängt, dieser Einfall, diese Beobachtung, dieser Entschluß.

Als die beiden das kleine, schmutzige Landhaus bezogen haben, trifft er Schiforra, den Fährmann. Der erzählt ihm was für vornehme Leute in diesem kleinen, inselhaften Ort aufgetaucht seien. Riesengroße Bilder hätten sie mitgebracht, einige mit Gold brum, ganz verzierte Bilder. „Nicht verrückt — nur modern!“ verbessert er den anderen stürmisch. Er ist mehr im Leben herumgekommen. Er weiß, daß es Originale gibt, die hohen Wert besitzen. Und er zieht seine Schluß daraus.

Ja, so hat es angefangen. Und dann folgte sich Malche an Malche an dem Gehir. Die beiden fahren jeden Sonnabend oder doch in der Sonntagfrühe in die Stadt hinein, und es ist recht weit bis dorthin. Fähre, Vorortbahn, Stadtbahn. Das verbraucht Zeit für Hin- und Rückfahrt, und der Geldbrieftasche kommt zuweilen. Und sie sind so leichtsinnig, das Spielkamerfenster angelehnt zu lassen.

Ja, einmal mußte es soweit kommen. Und nun steht er in der Dämmerung vor dem Haus „Zur Linde“ und trifft die letzten Vorbereitungen. Er hat auch eine Waffe bei sich, nicht zum Schützen, sondern nur ein zweites, scharfes Messer. Er kann sich kaum vorstellen, daß er jemand damit zu Weibe gehen sollte. Aber er weiß, daß der Augenblick der höchsten Not das Wesen eines Menschen verändert. Das Haus liegt sehr einlam. Rechts und links schließen sich große Gärten an. Gegenüber ist ein Bootshaus, in dem es heute still gäht. Und hinter dem kleinen Landhaus ist ein ausgebeuteter, verwiideter Garten.

Eine Telefonzelle hat die Verbindung. Sie steht wenige Schritte von der kleinen Polizeistation entfernt. Er geht hinein, schlägt die Nummer der beiden nach, dreht die Scheibe, lautlich

Nichts meldet sich. Er läßt es wohl zehnmal läuten. Dann geht er langsam, leise pfeifend, die Fährleise hinunter.

Soll er durch die wacklige Hintertüre hinein? Oder den niedrigen Vordereingang überfliegen? Er entschließt sich zum ersten, da noch hin und wieder ein Mensch vorbeikommt. Er muß also einen Umweg machen, sich durch allerlei wildes Kraut- und Buschwerk durcharbeiten und dann die hölzerne Pforte so lange hin und her schwenken, bis sie aufkriecht.

Wie liederlich das hier alles ist! Jetzt geht er unter den niedrigen Obstbäumen gebüht den schmalen, verkräuterten Steg zum Hause hoch. Da sieht er, daß das Stammeisenfenster, durch das er einstiegen wollte, nicht geschlossen ist.

Er lauscht, zedrückt dann das Glas, das überrauschend schnell und ohne viel Lärm rasch ab. Jetzt zieht er sich mit einem Klammzug hoch, windet sich durch den kleinen Einschlupf, läßt sich abgleiten, steht zu seiner freudigen Ueberaschung, daß die Tür offensteht. Er hat freien Zutritt zur ganzen Wohnung! Nur die beiden Augenläusen sind verschlossen. Er wird kein Werkzeug überhaupt nicht gebrauchen müssen. Nur die Bilder sind losbar. Wöglich hört er ein Geräusch im Nebenzimmer. Da, da zieht jemand einen Stuhl!

Er reißt sein Messer heraus, denn jetzt kommt es näher. Die Tür öffnet sich.

Da steht ein Kind, die kleine Tochter der beiden. Der Mund ist mit Schokolade bemalt, die Augen sind groß und rund, am linken Fuß sitzt ein Hauschuh, aus dem der große Fuß lugt. „Oh, was du für Augen machst! Mutti sagt, du kriegst das Geld verloren. Oh, ist das ein Messer!“

Sie scheint noch über etwas zu staunen, ohne recht zu wissen, worüber. „Kennst du mich, Nusi? Ich bin Hilla!“

Muttrich, er hat sie schon manchmal gesehen. Daß sie gerade heute das kleine Göt hierlassen mußten!

„Wohin hat's immer gefingelt. Ich soll aber nicht ran, sagt Mutti.“

Er wendet sich mit ärgersindem Mund ab. „Geh wieder hinein!“ sagt er streng. Sie gehorcht, etwas eingeschüchtert. Eine Frage ist mit herein geschlüpft und schreit zum Steinerweiden. „Halt du auch keine Wälder?“ fragt Hilla.

Er ist plötzlich etwas verlegen. Er tritt zu einem mächtigen Bild. Eine Gebirgslandschaft. Wohl soll das sein? Er nippt mit dem Finger darauf, schüttelt den Kopf. Da steht er den Namenszug. Es ist derlei Name, der draußen auf der Tür steht. Rasch geht er zu einem anderen Bild. Auch hier dieser Name. Bei allen anderen ebenlo. Schöne Originalbilder, das! Sachen eines Malers, der keinen Namen hat!

Er hat noch mehr Uralde, sich zu ärgern. Denn die Einrichtung ist wirklich dürftig. Er findet einen Brief des Haushalters. „Lieber kann ich Ihnen trotz Ihrer Lage die Miete nicht länger stunden. Mal hat die Menschenfreundlichkeit ein Ende. Wenn Sie so wenig verdienen, sollen Sie wieder ruhig auch

an den Werktagen etwas Vernünftiges arbeiten und nicht nur am Sonntag und Sonntag.“

Wieder ist Hilla da. Er sieht, daß ihr kleines Händerchen gestift ist. All das verdreht ihn in höchstem Grade. Aber es ist nicht nur Verdruß. Es ist ein Gefühl, das er nie getannt hat. Er will es nicht aufkommen lassen. Er packt sie und bringt sie ins kleine Zimmer. Er schließt die Tür zu. Geld, irgendetwas muß Geld sein!

Er findet es endlich im altmodischen Sekretär. Da ist ein Schächtelchen mit einer Aufschrift: Sommerreise für Panzel. Aber das ist durchgehauen. Und statt dessen: Wanderbrot für Toni. Er klappert es auf. Aber so sehr er sucht, er findet nur ein Fünfmärkchen und zwei Fünzigpennigstücke. Da geht etwas in seiner Seele vor sich. Seine Lippen zittern. Ich Schweinehund! denkt er. Ich Schweinehund!

Wöglich erzählt ein jämmerliches Geschrei, das zu einem weißen Weinen anwächst. Er eilt hin, schließt auf. Hilla ist vom Fensterbord gefallen, weil sie die Rage oben durchhauen wollte — ins Freie; dabei hat sie sich die Stirn und Nase geschlagen.

Er beschwichtigt sie, lo gut es geht. Er muß ihr das Blut von der Nase. Er findet einen Rest Zitronensaft in der Küche. Aber sie schreit immer noch. Er muß sie beruhigen, damit nicht etwas fende Beute. — Aber als sie schon ganz ruhig ist, bemerkt er sich immer noch um sie. Er war noch nie einem Kinde so nahe. Und es erregt irgendein sinnloses Wohlgefühl in ihm. Eine harte Wange hat Hilla auf den Arm gedrückt. Da nimmt er sein Messer und kratzt und lindert und redet gut zu und hat alles andere vergesslen. Und da läßt sie wieder, Tränen in den Augen — der schönste Sommerregen. „Nusi, geh doch noch nicht!“ bettelt sie.

Er aber legt alles fäherlich in Ordnung, was seine täplichen Finger berührt haben. Und er fährt das Kind in die Spielkammer. „Das hab' ich tapput gemacht“, sagt er, „weil du so schreist und ich zu dir wollte. Das mußst du deinem Vat sagen.“

„Kaputt gemacht?“ fragt das Kind ganz verständnislos.

Aber da tut es ihm leid, daß er es zu einer Buge verurteilt soll. Er schreibt es auf einen Zettel. Sie werden ihn finden, wenn sie heute mit der letzten Fähre kommen. Und er weiß, daß er morgen alles offen bekennen wird. Und er weiß auch, daß Panzel und Toni ihn nicht anzeigen werden, weil sie wissen, wie es tut, wenn es einem bis an den Stragen steht.

Als er gehen will, klammert sie sich an ihn. „Und sie gibt ihn erst frei, als er einwilligt, sie ins Bett zu bringen. Er erfüllt ihr den Wunsch. Es ist das Schönste, was er je langem erlebt.

Jetzt werden die Atemzüge lang und gleichmäßig, und auf Rehenpfeifen schiebt er hinaus. Er muß wieder durch das kleine Fenster tunen, aber draußen ist er ein freier und aufrechter Mensch, der im Vorwärtschreiten vor sich hin lächelt.